

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 2 (1946)
Heft: 2

Rubrik: Briefkasten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sprache. Den Grundsatz: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann“, setzt er als selbstverständlich voraus und weist im Vorwort nur darauf hin, daß „die deutsche Bibel und die Werke unserer Dichter ihre Sprachgewalt zu einem großen Teil ihrer Sparsamkeit im Gebrauch von fremdem Sprachgut verdanken.“ Nun ist man in der Eile manchmal froh, wenn man in einem bequemen Verdeutschungsbuch rasch einen Ersatz für ein geläufiges Fremdwort nachschlagen kann; Dettlis Büchlein ist aber kein solches Nachschlagewerk, sondern ein Übungsbuch, an Hand dessen wir den Ersatz selber finden müssen, und wenn wir ihn selbst gefunden haben, prägt er sich uns natürlich tiefer ein, als wenn wir ihn bloß rasch nachgeschlagen und dann nachgesprochen oder nachgeschrieben haben. So gewöhnen wir uns an fremdwortfreies Denken und wissen, wenn wir selber in einen solchen Fall kommen, sofort, wie wir zu sagen haben, damit es gut deutsch wird. Da lesen wir z. B. Satz 87: „Sein Gehalt steigt Jahr um Jahr, bis es nach fünfzehn Jahren d. . . . erreicht.“ Aus den Punkten springt uns natürlich das gewohnte „Maximum“ in die Augen; nach kurzem Besinnen setzen wir ein: „den Höchstbetrag“ oder „die obere Grenze“. Oder Nr. 98: „Wir konnten den Wa-

gen nicht anhalten, weil die Bremse . . . ist.“ Wir hören sofort heraus „defekt“; wir besinnen uns und denken zuerst wohl an „kaputt“. Das klingt uns doch zu derb, aber wie wär's mit „schadhaft“ oder „beschädigt“? Das geht. Schon länger müssen wir uns wohl besinnen bei Nr. 286: „Wenige Häuser sind völlig das Eigentum ihres Besitzers, auf den meisten lastet ein größerer oder kleinerer Betrag als . . .“; denn „Hypothek“ ist doch landläufig, obgleich es gar nicht bodenständig klingt und mit seinem h und dem th ganz fremd anmutet und sicher häufig falsch geschrieben wird. Wenn wir selber keinen Ersatz finden, sehen wir im 2. Teil, den „Lösungen“, nach und finden „Grundschuld, Pfandbrief“ usw. Niemand wird die 500 Sätze „auf einen Haß“ durchlesen, aber täglich oder wöchentlich zu je 10 oder 20 Stück genossen oder vielmehr geübt, werden sie wohl tun, oder in der Schule je einer am Anfang jeder Deutschstunde. Aber auch sozusagen als Grundlage für ein Gesellschaftsspiel im Familien- oder Freundeskreis kann das Büchlein geistnregend und sprachbildend wirken. Es sei lebhaft empfohlen, zum Selbstgebrauch wie als kleines Geschenk. Wenn dieses erste Heft gut abgeht — der Stoff für ein zweites ist schon bereit!

Briefkasten

A. J., B. Sie finden es „nicht richtig“, daß in Heft 12 der Dichter „K. F. Meyer“ genannt wurde, er habe „Con-

rad“ und nicht „Konrad“ geheißen. Aus demselben Grunde werden Sie sich wenden gegen die Schreibweise

„Karl Spitteler“; er habe ja „Carl“ geheißten. Aber was heißt „geheißten“? Jahrhunderte, ja Jahrtausende bevor die Menschen schreiben konnten, haben sie schon Namen getragen, also so oder so geheißten. Für die Aussprache kommt es also genau auf dasselbe hinaus, ob wir diese Namen mit C oder mit K schreiben; die Menschen „heißten“ genau gleich. Konrad und Karl aber sind urdeutsche Namen, und es hat gar keinen Sinn, sie mit dem lateinischen Buchstaben C zu schreiben. Diese Gewohnheit stammt noch aus der Zeit, da die wenigen Leute, die schreiben konnten, auch Lateinisch konnten. Sie ist ein kümmerlicher Rest der lateinischen Kanzleisprache, ein alter bürokratischer Zopf. Nun haben ja Meyer und Spitteler über vieles nachgedacht, über viel wichtigere Dinge als die Schreibweise ihrer Namen, über so wichtige, daß sie gar nicht dazu kamen, auch darüber noch nachzudenken, und da sie klassisch gebildet waren, lag ihnen das C nahe, und sie machten den alten Brauch oder vielmehr die alte Mode einfach mit. Kann man sich aber vorstellen, daß sich Gotthelf oder Keller mit C geschrieben hätten, wenn sie einen dieser Namen getragen hätten? Spitteler hat die Geschichte von „Conrad dem Leutnant“ geschrieben, aber Keller erzählt vom Chorherrn „Konrad“; nur das erstemal, wo er ihn als den „alten Meister Conrad von Mure“ vorstellt, benutzt er das schriftlich überlieferte C. Sogar der literarische Schwindler Biggi Störteler schreibt unter dem Decknamen „Kurt vom Walde“, und der Titel seiner „Briefe zweier Zeitgenossen“ soll heißen „Kurtalwino“. Meyer schreibt „Pancraz“,

Keller „Pancraz“. Spitteler schrieb sich „Carl“, aber Kellers Schneidersohn hieß „Karl“. Keller war auch, im Gegensatz zu Meyer, einer der ersten, die in der Schreibung von Fremdwörtern vom C zum K übergangen. Für „gewöhnliche Leute“ haben die Formen „Conrad“ und „Carl“ einfach keinen Sinn. Nun kann man sich freilich fragen: Soll man bei so berühmten Männern, die sich nun einmal mit C geschrieben haben, nicht eine Ausnahme machen und aus Ehrfurcht, aus „Pietät“, ihr C beibehalten, wie Sie es schon auf der ersten Seite gerade dieses Heftes sehen? Das ist eine Gefühlsache, in der man wohl in guten Treuen verschiedener Ansicht sein kann, wo man nicht sagen kann, das eine sei allein richtig und das andere falsch. Zu bedenken ist aber das: Wenn wir hier eine Ausnahme machen, helfen wir einen alten Zopf am Leben erhalten; denn jeder „gewöhnliche“ Chueretli oder Kharli wird sich dann auf seinen berühmten Namensvetter berufen und sagen: „Der... hat sich auch so geschrieben.“ Viele werden es tun, weil es etwas „Extras“ ist und ein wenig die Eitelkeit befriedigt. Oder ist es ein Zufall, daß in einem Verzeichnis von etwa dreißig deutschschweizerischen Offizieren und Unteroffizieren außer einem „Meyer“, wo eine Unterscheidung durch den Taufnamen nötig sein konnte, nur jene drei den Vornamen beizufügen für nötig hielten, die ihn mit C schreiben konnten? Jenen erlauchteren Geistern aber ist es heute vollkommen gleichgültig, ob wir ihre Namen mit C oder mit K schreiben!